

## Tagungsbericht Regionalforum Frankfurt am Main

08.07.2021, Livestream und vor Ort im Ignatz Bubis-Gemeindezentrum

*Das Regionalforum Frankfurt am Main fand in einer hybriden Form statt. In drei Podiumsgesprächen wurden Themen wie Jüdisches Leben in Frankfurt, Antisemitismus im Sport und die Erinnerungskultur beleuchtet. Die Veranstaltung moderierte **Esther Schapira**, Journalistin.*

Zum Auftakt der Veranstaltung richtete sich **Michaela Fuhrmann**, Leiterin für Politische Kommunikation und Öffentlichkeit der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, mit dem Zitat „wer ein Haus baut, will bleiben“ von Prof. Dr. Korn an alle Teilnehmenden. Dieses Zitat stehe dafür, dass in Frankfurt und Deutschland wieder vielfältiges jüdisches Leben entstanden sei. Sie wies auch darauf hin, dass der zweite Teil des eingangs genannten Zitats, „und wer bleibt, erhofft Sicherheit“, oft vergessen werde. Die Frage nach der Sicherheit sei in den letzten Monaten sehr präsent gewesen. Sie forderte einen verstärkten Einsatz gegen Antisemitismus.

Die Gesprächsteilnehmerinnen der **ersten Podiumsdiskussion** mit dem Titel „Jüdische Vielfalt im Spiegel der Geschichte Frankfurts“ waren **Dr. Ruth Heuberger**, Vorsitzende des Gemeinderats der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, und **Prof. Dr. Mirjam Wenzel**, Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt. Sie warfen einen Blick auf das jüdische Leben in Frankfurt vor und nach dem zweiten Weltkrieg, beleuchteten Frankfurter Persönlichkeiten wie die Familie Rothschild oder Anne Frank und sprachen über den zunehmenden Antisemitismus.

Die Gesprächsrunde begann mit einem Blick auf die Anfänge des jüdischen Lebens in Frankfurt. Mit der ersten Erwähnung in der Mitte des 12. Jahrhunderts gebe es einen „direkten Zusammenhang zwischen der Genese Frankfurt als Messestadt und der Ansiedlung von Jüdinnen und Juden“, so *Wenzel*. *Heuberger* betonte, dass es wichtig sei, dass der Beginn Jüdischen Lebens in Frankfurt nicht als Migrationsgeschichte wahrgenommen werde, denn Jüdinnen\*Juden so wie nicht-jüdische Menschen seien damals über den Lauf der Jahrhunderte in Frankfurt angesiedelt. Sie seien daher „genauso Einheimische wie die nicht-jüdische Umgebung“. Dennoch habe es keine Integration (bürgerliche Gleichstellung, politische Teilhabe am Gemeinwesen) gegeben. Im Gegenteil, es sei eine „segregierte Gesellschaft“ gewesen. Erst 1864 konnten Juden wählen, dann konnte von einer „Integration im rechtlichen Sinne“ gesprochen werden, erläuterte *Wenzel*.

Anschließend sprachen die Teilnehmerinnen über Frankfurter Persönlichkeiten und deren Einfluss auf die Stadt. Zuerst widmeten sie sich der Familie Rothschild, die eine „außergewöhnliche Erfolgsgeschichte, eine europäische Unternehmensgeschichte“ darstelle und die viel in die Stadtgesellschaft investiert habe, erzählte *Wenzel*. Der Erfolg der Familie sei fast einzigartig gewesen, denn „die Mehrheit der Familien in der Judengasse haben nicht annäherungsweise den gleichen Aufstieg und Erfolg erfahren wie die Familie Rothschild“. Die Rothschilds sind bis heute antisemitische Projektionsfläche. Dies erklärte *Heuberger* damit, dass das mit der Geschichte der Jüdinnen\*Juden zusammenhänge. Diese durften im Mittelalter nicht alle Berufe ausüben und waren auf bestimmte Erwerbsbereiche, zum Beispiel das Bankenwesen, reduziert worden. Eine Erfolgsgeschichte ziehe Hass und Gegenwehr auf sich, so *Heuberger*.

Des Weiteren beleuchteten die Teilnehmerinnen Anne Frank und ihren Einfluss auf junge Jüdinnen\*Juden. *Wenzel* betonte, dass „die Art und Weise, wie in der Familie das Erbe gepflegt wurde und die Liebe und Hinwendung, die die Kinder erfahren haben“, sie sehr berührt haben. Um Jugendlichen Sicherheit zu geben, sei es wichtig, ihnen Inhalte zu geben, um das Selbstbewusstsein zu stärken. Man müsse den jungen Menschen zeigen „was [das Judentum] zu bieten hat, was es ist“, so *Heuberger*. Anne Frank könne den Jugendlichen dieses Selbstbewusstsein geben. Empowerment sei der Schlüsselbegriff, ergänzte *Schapira*.

Ein weiterer Schwerpunkt des Gesprächs war das jüdische Leben in Frankfurt nach 1945. *Wenzel* beschrieb, dass es in der amerikanischen Besatzungszone möglich war, wieder eine jüdische Gemeinde zu gründen und dass sich jüdische Institutionen in Frankfurt ansiedelten. *Heuberger* beschrieb ihre Kindheit als ein „unter sich sein“, da man nie die Geschichten der Menschen kannte. „Außer dem Versicherungsmann ist keiner ins Haus gekommen“. Man habe nicht gewagt, öffentlich aufzutreten, da man nicht wusste, wie die Öffentlichkeit reagieren werde. Sie betonte, dass nicht vergessen werden dürfe, dass die Jüdinnen\*Juden, die nach dem Krieg „gestrandet sind“, die Gemeinde gegründet haben, um ihr jüdisches Leben ausleben zu können und nicht aus politischen Gründen. „Das Gefühl war, dass man auf gepackten Koffern sitzt“, so *Heuberger*.

Abschließend wurde der (zunehmende) Antisemitismus betrachtet. Ausgangspunkt war das Zitat Ignatz Bubis` „im Grunde habe ich fast nichts erreicht“, das sich auf die weiterbestehende Trennung zwischen der jüdischen und nicht-jüdischen Gesellschaft bezog. Heute habe sich geändert, dass offener miteinander umgegangen werden könne und ein „unbefangeneres jüdisches Leben in Deutschland Fuß fasst“, ohne die Schoah zu vergessen oder zu verdrängen,

so *Heuberger*. Dennoch sehe sie einen sich verfestigenden Antisemitismus in der Gesellschaft. Dies sei bedrückend, denn Befürchtungen und Angst hätten zugenommen. „Wir haben die Koffer ausgepackt, aber wir wissen noch, wo die Koffer stehen“, so beschrieb *Heuberger* die Gefühle vieler Gemeindemitglieder. *Wenzel* vermutete, dass der Antisemitismus, der Jüdinnen\*Juden heute begegne, manifester und lauter geworden sei. Die entscheidende Frage sei, wie damit umgegangen werde. „Das ist ein mehrheitsgesellschaftliches Problem“, so *Wenzel*.

Die **zweite Podiumsdiskussion** stand mit dem Titel „Rote Karte! Alltäglicher Antisemitismus am Beispiel des Sports“ ganz im Zeichen des Sports. Zu den Gesprächsteilnehmenden gehörten **Peter Fischer**, Präsident von Eintracht Frankfurt, **Alon Meyer**, Präsident von MAKKABI Deutschland e. V., und **Ricarda Theiss**, Beraterin bei OFEK e. V. sowie Projektmanagerin bei der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V.

Zu Beginn legte *Fischer* sein Engagement gegen Antisemitismus dar. „Gibt es ein Argument, sich nicht dafür zu engagieren?“, so *Fischer*. Es sei für ihn selbstverständlich, „so logisch wie die Schwerkraft“. Antisemitismus gehöre zu den schlimmsten Seiten und müsse abgelehnt werden. Dies will er in die Arbeit des Vereins einbringen. *Meyer* betonte die gesellschaftspolitische Aufgabe des Sports, um Botschaften zu generieren. „Wenn man bei Makkabi als Nicht-Jude teilnimmt, dann ist das ein Zeichen, um mit gegen Antisemitismus zu kämpfen, um einer lauten Minderheit gegenüberzustehen“, erläuterte *Meyer*.

*Theiss* betonte, dass sich das Engagement weiter in die Gesellschaft tragen müsse. Der Sport, und vor allem die Spieler\*innen können mit ihrer Vorbildfunktion dazu beitragen. Es müsse aber konsequent sein und dürfe nicht bei Symbolpolitik bleiben. *Meyer* bekräftigte, dass die Situation des zunehmenden Antisemitismus dramatisch sei. Er sei der Meinung, dass sich die Politik zu lange aus dem Sport herausgehalten habe. Er möchte „den Sport positiv gebrauchen, um dieser Entwicklung [...] bei den Zuschauern oder bei Sportvereinen gegenzusteuern.“ *Theiss* beobachte, dass sich Antisemitismus nicht immer primär gegen jüdische Personen richte, denn dieser „fungiert im Spielfeld auch dann, wenn keine jüdische Präsenz vorhanden ist“. Rund um den Sportplatz handle es sich oft um die Relativierung der Schoah und Israel-bezogenen Antisemitismus. *Meyer* beschrieb den Antisemitismus im Hobbysport als ein „mannigfaltiges Problem“, das weit gestreut sei. Er erzählte von entwickelten Konzepten, um antisemitische Vorfälle zum Beispiel nach Eskalationen im Nahen Osten zu reduzieren oder sie zu vermeiden, indem Gespräche mit den Spieler\*innen und Vereinen gesucht werden.

Anschließend erzählte *Theiss* von ihren Erlebnissen mit jungen Menschen, die antisemitischen Erfahrungen machen. Es sei wichtig, zu zeigen, dass Antisemitismus ein strukturelles Problem ist und nicht Einzelpersonen schuld sind, dass ihr oder ihm Antisemitismus begegnet. Darüber hinaus war es ihr wichtig, zu erwähnen, dass antisemitische Fälle auch eine Mehrdimensionalität haben können, und zum Beispiel auch Rassismus eine Rolle spielen könne.

Abschließend stellte *Fischer* seinen Standpunkt zur Frage dar, was er tun würde, wenn sich ein Spieler weigere, zu einem Spiel nach Israel mitzufahren. Grundsätzlich würde er dies als Arbeitsverweigerung sehen und der Spieler müsste entlassen werden, wenn eine Aufklärung nicht fruchte. „Werte schlagen einen guten linken Fuß“, so *Fischer*.

Zu Beginn des **dritten Podiumsgesprächs** mit dem Titel „Zukunft des Erinnerns“ wurde ein Dokumentarkurzfilm des ZWST-Projekts „Zeitzeugen-Theater – Work in Progress“ gezeigt. **Jutta Josepovici**, Projektleiterin, führte mit einem Vortrag in den Kurzfilm ein. Es folgte ein Podiumsgespräch mit **Prof. Dr. Tobias Freimüller**, Stellvertretender Direktor des Fritz-Bauer-Instituts, **Cornelia Maimon-Levi**, Projektmanagerin und Öffentlichkeitsarbeit Claims Conference, Gemeinderätin der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, und **Sara Soussan**, Kuratorin Jüdische Gegenwartskulturen, Jüdisches Museum Frankfurt.

Zu Beginn differenzierten *Soussan* und *Freimüller* zwischen der inner-jüdischen und nicht-jüdischen Erinnerungskultur. *Soussan* betonte, dass das hebräische Schlüsselwort für Erinnern und Gedenken dasselbe Wort sei. „Judentum ist Geschichte [und] kollektives Erinnern. Historische Ereignisse gehen ein in die DNA und bleiben in ihrer Aktivität lebendig“, so *Soussan*. *Freimüller* erläuterte das Phänomen, dass sich Tätergenerationen nicht immer kritisch mit der Vergangenheit auseinandersetzen. „Das Übertragen auf die eigene Familie ist etwas Anderes“, so *Freimüller*. Dies habe auch Konsequenzen, die die Betrachtung des Nationalsozialismus insgesamt betreffen. Auf die gesamte deutsche Bevölkerung gesehen, könne er diese Form von Erinnerungsabwehr aber nicht beobachten. *Maimon-Levi* ergänzt, dass in Ländern wie den USA, Frankreich oder Österreich zu viele Menschen zu wenig über den Holocaust wissen. Vor allem bei den jüngeren Generationen sehe sie viel Nachholbedarf.

Ein weiterer Schwerpunkt des Gesprächs war die Arbeit der Zeitzeug\*innen. Die Überlebenden haben ein großes Bedürfnis zu sprechen, betonte *Maimon-Levi*. Es folgten Ausschnitte der Kampagnen „#NoDenyingIt“ und „#ItStartedWithWords“ der Claims Conference gezeigt.

*Maimon-Levi* begrüßte die Reaktion Mark Zuckerbergs, Vorstandsvorsitzender der Meta Platforms, und die Ankündigung, dass Facebook Holocaustleugnung als Hatespeech und Drohung anerkenne und die Beiträge lösche. In der folgenden Diskussion zur „Oral History“ sprach sich *Freimüller* positiv für Zeitzeug\*innen-Gespräche aus. „Die methodischen Fallstricke sind bekannt, aber die Zeugnisse der Überlebenden [sind] von größter Bedeutung.“

Die Teilnehmenden beleuchteten anschließend die Herausforderung, Zeitzeug\*innen-Gespräche auch zukünftig umsetzen zu können. Zu virtueller Umsetzung habe sie eine ambivalente Meinung, meinte *Soussan*. Auf der einen Seite sei sie fasziniert, schnell Alternativen anzubieten, um weiterhin Zeitzeug\*innen in Schulklassen präsentieren zu können. Auf der anderen Seite sehe sie es kritisch, dass die Erlebnisse der Erzählenden ein „Instant“ werden, „eine Konserve dessen, was vorher lebendig da war“, so *Soussan*. Sie befürworte eine andere Form des Vermittlungstransfers, die den Jugendlichen zeigen kann, dass die Zeitzeug\*innen nicht mehr leben und dass es nun andere Formen brauche, um diese zu befragen.

Abschließend widmete sich *Freimüller* der Debatte, ob der Nationalsozialismus und die Shoah zu sehr in den Vordergrund der Erinnerungsarbeit gerückt werden und dadurch andere Themen, wie zum Beispiel der Kolonialismus, in den Hintergrund geraten. Er sehe diese Debatte kritisch und betonte, dass es wichtig sei, sich sowohl mit dem Kolonialismus und der daraus folgenden Geschichte des Rassismus als auch mit dem Nationalsozialismus und der Shoah auseinanderzusetzen. Es sei wichtig, „dass man sich [...] auch für andere historische Ereignisse interessieren sollte“.